

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Grossvaters Peterli [Schluss]
Autor: Wenger-Ruutz, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571712>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Großvaters Peterli.

Skizze von Lisa Wenger-Ruuh, Basel.
(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Unterwegs fiel Peterli ein, daß er Hunger habe. Es war nichts mehr im Hause. Das letzte Restlein Suppe hatte er gegessen und das Brot ebenfalls. Ein paar Rappen hatte er in der Tasche: er trat daher in einen Laden und holte Brot, das angenehm duftete und seinen Hunger noch verschärfte.

„Denkt, der Großvater ist gestorben!“ sagte er zu den Bäckersleuten.

„Was! Der alte Xaver! Du armes Büblein, was wird nun aus dir?“

„Ich bleibe bei den Tauben,“ sagte Peterli. „Der Großvater hat auf ein Papier geschrieben, daß ich bei den Tauben bleiben darf!“

Kopfschütteln sah ihn die Bäckersfrau an.

„Was ist das für ein Geschwätz! Von den Tauben hast du auch nicht gegessen!“

Peter kam zu Alexander Ravain und sagte ihm, daß der Großvater gestorben sei.

„Was! Wann! Was hat er gehabt? Warum hast du mir nicht gesagt, daß er krank sei?“

„Der Großvater hat nicht erlaubt, daß ich einen Doktor hole,“ berichtete Peter.

„Wer hat ihn denn gepflegt?“

„Ich,“ sagte das Kind.

„Wer hat ihm denn das Essen gekocht?“

„Ich,“ sagte Peterli wieder; „ich kann Suppen kochen, der Großvater hat es mir gezeigt!“

Alexander war allein im Laden. Er läutete seiner Frau.

„Xaver ist gestorben,“ sagte er kurz; „ich gehe, um nach ihm zu sehen!“

„Ist er gestorben!“ Frau Margret Ravain schlug die Hände zusammen. Wie erleichtert atmete sie auf.

Dann sagte sie noch einmal: „Was, der Xaver ist gestorben!“ So, als hätte sie es noch nicht gewußt.

„Komm! Wir wollen gehen!“ sagte Alexander zum Buben. Unter der Türe grüßten die Leute. Schon wußte man es die Straße hinunter.

„Nun erbt er noch ein Hause und den Garten,“ hieß es.

„Das Haupterbe hat er vorweggenommen!“ sagte einer. Aber sie grüßten doch alle.

Unter der Türe von Xavers Stube nahm Alexander den Hut ab.

„Bleib draußen!“ herrschte er Peter an und ging hinein. Auf den Fußspitzen näherte sich Alexander Ravain dem Bett, auf dem sein toter Bruder lag. Er stand und sah ihn an.

So friedlich lag Xaver da, der liebe, freundliche Mund schwieg, die glütigen Augen waren geschlossen. Der seltene Ausdruck ruhigen Glückes, der im Leben sein altes Gesicht hatte schön erscheinen lassen, lag auch jetzt noch auf des Toten Antlitz.

Alexander nahm die Hand des Bruders.

„Xaver!“ sagte er halblaut. Plötzlich schluchzte er laut auf, bezwang sich aber sogleich und fing an, in der Stube auf- und abzugehen.

In Gedanken öffnete er da einen Schrank, dort ein Fenster, rückte einen Stuhl zurecht und stellte die Uhr. Dann nahm er die offene Bibel in die Hand und blätterte darin. Sie öffnete sich von selbst da, wo das Papier lag mit Xavers letztem Willen. Alexander las ihn, und seine Stirne wurde finster.

„Dem Buben Hause und Garten? Nein!“ Er las noch einmal.

„Ein Wunsch!“ sagte er laut. Er zerriß das Blatt und öffnete den Ofen, verbrannte die Papierfetzen und trug die zusammengezerrte Asche hinaus in den Kohlenkessel. Er ging nicht wieder hinein zu dem Toten.

„Du kannst diese Nacht zu mir kommen, Peter,“ rief er dem Buben zu, „bis man weiß, was aus dir wird!“

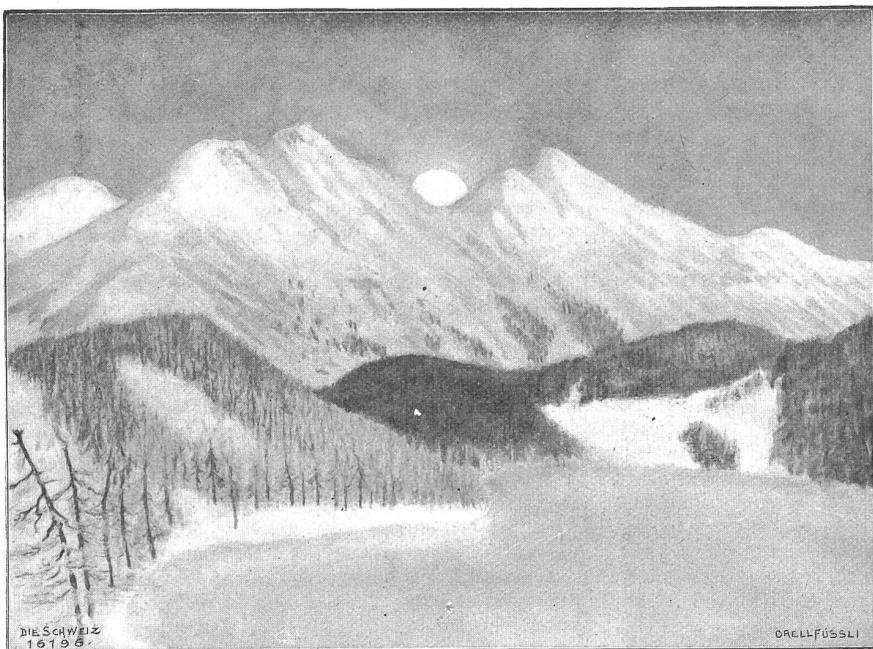
„O, ich bleibe hier!“ sagte das Kind. „Der Großvater hat es auf ein Papier geschrieben. Es liegt in der Bibel.“

„So,“ sagte Alexander, „was steht denn auf dem Papier?“

„Dass ich hier bei den Tauben bleiben darf.“

„So? Du kannst mir das Papier ja nachher geben!“

„Nein! Ich muß es den Herren vom Gericht geben!“



Zwischen Mond und Sonne (Winterstimmung bei St. Moritz). Nach Delfskizze von Guglielmo Vita, Mailand.

„So!“ Damit ging Ravain.

Eine Stunde später war die Stube des einsamen Xaver voll Leute. An seinem Bett saß Margret Navain und hielt ihr Taschentuch vor das Gesicht.

Daneben standen ihr Mann, zwei Herren vom Gericht und Peterli.

„Ganz gewiß, er hat gesagt, ich darf bei den Tauben bleiben!“

„Stand sonst noch etwas auf dem Papier?“

„Nein! Doch! Es stand, daß ich das Haus behalten darf, glaube ich...“

„Glaube ich, glaube ich,“ hörte Alexander.

„Peter, hast du gesehen, daß der Xaver Navain das Papier in die Bibel legte?“

„Ja!“

„Wann war das?“

Peterli, dem es schien, als sei eine Ewigkeit vergangen zwischen jenem schönen Tag und heute, sagte: „O, schon lange her, viele, viele Jahre! Damals, als er mir die Tauben schenkte!“

Die Männer traten beiseite.

„Auf die Aussage des Kindes ist kein Gewicht zu legen! Der Alte mag einmal so etwas gesagt haben. Vielleicht legte er auch einmal ein Papier in die Bibel. Auf alle Fälle ist keines da, auch keines deponiert. Sie, Alexander Navain, sind also der natürliche Erbe Ihres Bruders. Das Weitere wird sich finden. Was soll mit dem Knaben geschehen?“

„Weder ich, noch meine Frau haben Zeit, sich mit dem Buben abzugeben. Er muß ins Waisenhaus.“

„Das ist das Beste!“ entschieden die Herren. „Es ist gut geleitet. Wo sollte er auch sonst hin? Er hat niemand mehr!“

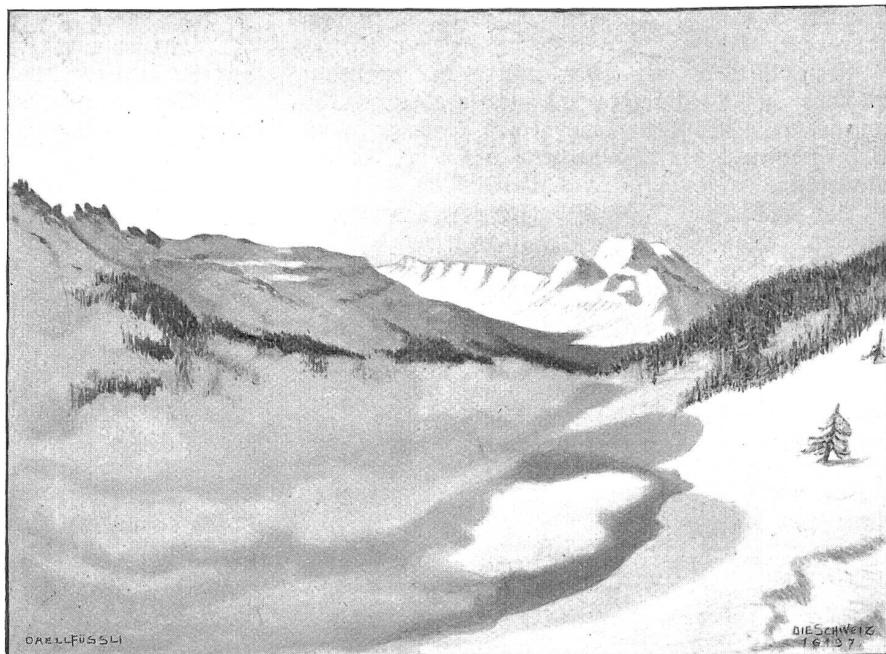
Damit gingen sie.

„Margret,“ sagte Alexander Navain zu seiner Frau, als die Herren fort waren, „morgen und übermorgen nehmen wir den Peter zu uns; nachher kommt er ins Waisenhaus. Bring ihn also abends mit!“ Die Frau nickte und stand auf, um Leute zu begrüßen, die mit Kränzen kamen.

Peterli blieb den ganzen Tag im Garten. Er wagte sich nicht ins Haus zu den vielen Leuten.

„Was wohl der Großvater denkt, wenn alle so um sein Bett herumstehen? Das hat er nicht gern!“ Da fiel ihm ein, daß der Großvater das ja nicht mehr wisse. Es legte sich ihm plötzlich eine Zentnerlast auf seine kleine Seele.

„Jetzt kann ich dem Großvater nie mehr von den Tauben erzählen! Und die Rechnungen macht er nie mehr mit mir! Und wem soll ich jetzt mein Zeugnis zeigen, wenn ich es morgen bekomme?“ Peterli setzte sich auf den Rand des kleinen Springbrunnens, hielt



Morgen (Winterstimmung bei St. Moritz). Nach Delfszege von Guglielmo Vita, Mailand.

seine Taube auf den Knieen und wischte die Tränen ab, die immer reichlicher floßen.

„Wer hat mich jetzt noch lieb? Keiner mehr!“ Jetzt erst merkte Peterli, was er verloren. Er schluchzte laut.

„Peter! Komm mit zum Essen!“ schrie jemand. Eilig wischte das Kind an seinem Gesicht herum, ließ die Taube fliegen und ging ins Haus, wo Frau Navain seiner wartete. Sie sah das verweinte Gesicht des Kleinen.

„Weine nicht so, Peter!“ sagte sie. „Der Großvater ist jetzt im Himmel, und du bekommst es auch schön im Waisenhaus. Da sind viele Buben, mit denen du spielen kannst!“

„Ich gehe nicht ins Waisenhaus; ich bleibe bei meinen Tauben; der Großvater hat es gesagt!“ Die Frau schwieg. Sie dachte, daß er sich schon werde darein finden müssten.

Daheim gab sie dem Knaben, der in den letzten Tagen nur seine selbstgemachte Suppe und Brot gegessen, ein reichliches Abendbrot und machte ihm in einer Bodenkammer ein Bett zurecht.

Es war glühend heiß darin, ein starker Holzgeruch machte sich bemerkbar, das Stroh in der Matratze knisterte, kurz, Peterli konnte nicht schlafen. Er sah zu dem kleinen Fenster hinaus auf den dunklen Nachthimmel. Die Sterne flimmerten; es schien Peter, als bewegten sie sich hin und her, als flögen sie.

„Es sieht aus, als ob am Himmel kleine weiße Tauben wären,“ dachte er, und das war der erste freundliche Gedanke, der dem Kind heute gekommen.

„Der Großvater könnte sich eine fangen, wenn er wollte! Der Großvater kann jetzt alles!“ Da überkam ihn wieder das Heimweh, er fing an zu schluchzen und weinte sich in den Schlaf.

Es war schon spät, als er erwachte. Niemand hatte ihn geweckt. Ungewaschen und ungekämmt kam er

herunter; er war zu schüchtern, um zu verlangen, was er brauchte.

Frau Ravain war schon wieder in der kleinen Wohnung des Verstorbenen und richtete alles zum Begegnis her. Als Peter kam, vergaß sie ihn zu fragen, ob er gegeessen habe. So hungrte das Kind bis zum Mittagessen.

Am Nachmittag mußte Peter seine Sonntagskleider anziehen. Man hatte ihm einen schwarzen Flor um Arme und Hut genäht. Darauf schickte man ihn in den Garten, und eine Stunde später rief man ihn wieder herein.

Der Großvater lag nicht mehr in seinem Bett; dafür stand der schwarze Sarg in der Mitte des Zimmers, und viele schwarze Kleidete Männer und Frauen standen darum herum.

Zwei Männer hoben den Sarg auf und trugen ihn hinaus, und alle die schwarzen Leute gingen hintendrin. Peter auch.

Behe er zur Türe hinausging, drehte er den Kopf noch einmal nach dem leeren Bett. Wo war der Großvater? In den Himmel geslogen? Ach, wenn er das hätte sehen können!

Peterli ging hinter dem Sarg her und stand nachher auf dem Kirchhof, ohne zu wissen, was das alles zu bedeuten habe. Xaver hatte ihm nie von Sterben und Tod geredet. Er meinte, einem Kind solle nur die Sonne scheinen.

„Wo ist jetzt der Großvater?“ fragte er leise eine Nachbarsfrau.

„He, da drinnen im Sarg!“ sagte sie.

„Aber nicht der Großvater?“ fragte Peter entsetzt.

„Doch! Alle Leute kommen da hinunter, wenn sie gestorben sind!“

„Aber wie kann er denn in den Himmel, wenn er da unten liegt?“

„Das verstehst du nicht! Schwieg jetzt, Peterli!“

„Nein, das verstand der Peter nicht. Jetzt hatten sie den Großvater in den schwarzen Kästen getan und ihm gar nicht Zeit gelassen, in den Himmel zu fliegen! Wenn er ihm doch nachher, wenn die andern fort waren, aufmachen könnte! Aber da fielen schon die Schollen auf den Sarg.

„Nein, nein!“ schrie Peterli angstvoll.

„Psst, schwieg! Psst!“ flüsterte es rings um ihn. Da schwieg das Kind; aber ein solches Entsetzen legte sich auf sein Herz, daß er nicht einmal weinen konnte.

Schon am nächsten Tag kam eine Schwester aus dem Waisenhaus, um des Peterli Kleider zusammenzupacken und um ihn mitzunehmen in die neue Heimat. Peter ließ mit sich geschehen, was man wollte.

Aber als die Schwester ihn an der Hand nahm, mit ihm aus dem kleinen Haus auf die Straße trat und eben den Schlüssel umdrehen wollte, riß sich Peter los und schrie:

„Wer gibt den Tauben zu fressen? Ich kann nicht mitkommen, ich muß bei den Tauben bleiben!“

„Sei nur ruhig, Peterli, die Tauben werden nicht vergessen! Der Nachbar streut ihnen!“

„Aber man muß ihnen alle Tage frisch Wasser geben! Und man muß über Nacht ein Gitter vor das Fenster tun, sonst kommen die Marder und die Kästen!“

„Das macht der Nachbar alles!“

„Darf ich nicht meine Taube mitnehmen, Schwester? Nur die Weiße!“ bat das Kind.

„Nein, Peter! Denk, wenn alle Kinder ein Tier mitbringen wollten! Denk, was das für eine Wirtschaft gäbe!“

„Ich habe sie so lieb!“ murmelte der Knabe und ließ den Kopf hängen.

Die Schwester hatte wohl gehört, was der Knabe sagte, und es tat ihr leid, seinen Wunsch nicht erfüllen zu können. Sie erzählte ihm vom Großvater und wie schön er es jetzt habe. Aber Peter schüttelte den Kopf.

„Sie haben ihn ja nicht herausgelassen!“ sagte er.

Fremd mutete den einjam gewöhnten Knaben das Leben im Waisenhaus an. Fremd war ihm die ganze militärische Bucht, fremd die Art der Schwestern, und fremd waren ihm die wilden Spiele und Freuden der Kinder in den Erholungsstunden.

Er strich viel um die Ställe herum und um den Hühnerhof. Hier und da rief ihn der Knecht, zeigte ihm die Kühe und ließ ihn reiten. Dem erzählte er von seinen Tauben. Sonst hatte er keinen Menschen, zu dem er vom Großvater und seinen Tauben reden konnte.

Darum stand das Heimweh nach ihnen mit Peterli auf und ging mit ihm zu Bett. Es wurde stärker und nahm das ganze Fühlen des Knaben in Anspruch. Er aß nicht mehr recht, schlief unruhig und wurde blaß und mager.

Wenn er doch nur ein einziges Mal nach seinen Tauben sehen dürfte! Endlich faßte er sich ein Herz und bat die Schwester, die ihn geholt hatte, ob er nicht einmal, nur einmal, zu seinen Tauben dürfe.

Die Schwester besprach sich mit der Oberschwester, und die Erlaubnis wurde erteilt.

„Aber länger als eine Stunde darfst du nicht ausbleiben!“ befahl sie.

Ueberglücklich machte sich Peterli auf den Weg. Er lief durch den Schulhof und sah unwillkürlich dabei über die Mauer ins Tal hinunter.

Das ganze Waisenhaus war wie eine Festung an den Berg gebaut; auf der Vorderseite waren tiefe Mauern, die Gärten und Höfe hatten Brüstungen, und man sah weit hinaus über das Land.

Zum ersten Mal freute sich Peterli an den blauen Bergen, an dem silbernen Flüßlein unten und an den grünen Matten. Und plötzlich hörte er das leise Nascheln von Strohblumen, die im Garten standen. Das heimelte ihn an. Ein frohes Gefühl weitete sein Herz. Er klapperte eilig über den gepflasterten Hof, durch den Garten und hinaus auf die Straße.

So schnell er konnte, sprang er den Berg hinunter, und in wenig Minuten stand er vor Großvaters Häuschen.

Die Läden waren nicht mehr geschlossen; dafür stand die Haustüre offen. Ein Geruch von Seife und heißem Wasser zog durch den Flur. Durch die geöffnete Türe sah man ein paar Mädchen, die in Großvaters Werkstatt Wäsche plätteten.

„Was willst du?“ fragte eine von ihnen den Knaben.

„O, nichts! Ich will nur nach meinen Tauben.“



Malendes Mädchen.
Nach dem Gemälde von Esther Mengold, Basel.

